

Volkhard Wels, *Der Begriff der Dichtung in der Frühen Neuzeit*. (Historia Hermeneutica 8) de Gruyter, Berlin – New York 2009. VII/385 S., € 119,95.

Mit seiner Habilitationsschrift ist Volkhardt Wels in ein Feld der zunehmend an Bedeutung gewinnenden Disziplingeschichten vorgedrungen, dessen profunde monographische Aufarbeitung für die Frühe Neuzeit noch Desiderat war: „Es geht nicht um das, was Dichtung war oder was unter diesem Begriff verfaßt wurde, sondern um die poetologische Reflexion über das, was als Dichtung verstanden wurde“ (S. 1). Nach der schon gründlich bearbeiteten Poetikgeschichte, die sich für die Dichtungslehren vordringlich im Hinblick auf die *Anwendung* ihrer Regeln in der literarischen Praxis interessierte und damit für die angewandte Poetik, liefert Wels mit seiner begriffshistorischen Perspektive auf die Poetologie gleichsam Neues und Dringendes. Denn eine eingehende Geschichte der Poetologie ist nicht nur für die Historiographie der literaturwissenschaftlichen Disziplinen von Interesse, sondern wegen der ursprünglichen Einlagerung der Poetik im Organon und in der Stufenleiter der Wissenschaften und Künste auch für die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte. Nach der Rehabilitierung der Frage nach Fortschritt und Rückschritt in der Philosophiegeschichte 1995 durch Wolfgang Röd, der „Gesichtspunkte“ skizzierte, „von denen aus Entwicklungen als Fortschritt gedeutet werden können – Elimination von Widersprüchen, konsequente Entfaltung von Ansätzen“,¹ kann über das geschichtliche Nacheinander der Poetiken und ihrer unterschiedlich starken Rezeption hinaus ihre jeweilige Leistungsfähigkeit und ihr jeweiliger Innovationscharakter reflektiert werden.

Besitzt seit Kant die Leugnung der Möglichkeit von Regelpoetik und Wissenschaft – und Technik – vom Genie² Gültigkeit, so ist für die Tradition vor Kant Anderes zu konstatieren. Mit seiner Haltung bildet Kant, wie Volkhard Wels zu recht feststellt, „die späte Blüte einer Theorie, deren Anfänge bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts zurückreichen“ (S. 296). Bezüglich dieser Tradition stellt

¹ Wolfgang Röd, „Fortschritt und Rückschritt in der Philosophiegeschichte“. In: *Veritas filia temporis? Philosophiegeschichte zwischen Wahrheit und Geschichte*. FS für Rainer Specht zum 65. Geburtstag. Hg. von Rolf W. Puster. Berlin – New York 1995, S. 31–43, hier S. 42.

² 1790 verunmöglicht Immanuel Kant jede Bestimmbarkeit des poetischen Ingeniums über den Begriff der Nachahmung: „Im Wissenschaftlichen [...] ist der größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur dem Grade nach, dagegen von dem, welchen die Natur für die schöne Kunst begabt hat, spezifisch unterschieden“ (Immanuel Kant, *Kritik der Urteilskraft*. Mit Einleitungen und Bibliographie hg. von Heiner F. Klemme. Hamburg 2009, S. 195/B 184). Eine Wissenschaft vom Genie, die Gesetze seines Wirkens und besonders seiner Erzeugung erschließt, ist damit genau so ausgeschlossen wie eine ‚Geniepoetik‘, die diese Gesetze als Regeln für die künstlerische Praxis reformulieren könnte.

sich die Frage, 1.) inwiefern der Begriff des Genies beziehungsweise des Ingeniums negativ über die Nachahmung und positiv über die Originalität gedacht wurde, 2.) welche Begriffe in der Folge nicht nur des Genies und der Dichtung, sondern auch der Nachahmung, der Wirklichkeit, Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit und Wahrheit zugrunde gelegt werden, und schließlich, 3.) ob diese historisch variierenden Bestimmungen *systematisch* ohne Paradoxien vollzogen werden. Die Beantwortung dieser Fragen hatte sich Volkhard Wels in seinem Projekt zum Ziel gesetzt und sie ist ihm in einer materialreichen wie präzisen Arbeit hervorragend gelungen.

Die Arbeit gliedert sich in zwei große Abschnitte. Der erste, „Gleichnishaftigkeit und Fiktionalität“ (S. 9–177), widmet sich dem Begriff der Dichtung ausgehend von ihrer Form, Inhalt und Zweck als einer Kriegergeschichte. Von Averroes bis Lessing untersucht Wels die Bedingungen der Dichtung, ihre Bindung an Handlung, Wahrscheinlichkeit, Tatsächlichkeit und Möglichkeit. Ob diese auf die konkrete Wirklichkeit oder gar auf die Wirklichkeit menschlicher Handlungen eingeschränkt sind oder auf eine in bestimmter Weise ‚höhere‘ Wahrheit verweisen, ist durchweg strittig, wobei sich die Auseinandersetzung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Poetiken mit der doch so namhaften Schrift *Περὶ ποιητικῆς* des Aristoteles als kontrastiv erweist. Definiert sich Dichtung bei Aristoteles zuerst über die Nachahmung von Handlung, wobei diese weniger durch ihre Referenzleistung als ihre immanente Konsistenz bestimmt ist, so ist der Nachahmungsbegriff Donats mit seiner moraldidaktischen Bestimmung und Zwecksetzung „in der Frühen Neuzeit unendlich erfolgreicher“ (S. 4). Dass diese Dichtungsbestimmung von den Poetiken selbst häufig gar nicht als gegenüber Aristoteles kontrastiv verstanden wurde, rührt dabei unter anderem aus der zumeist selektiven Lektüre der *Περὶ ποιητικῆς*. Averroes' Übersetzung der aristotelischen Termini *κωμωδία* und *τραγωδία* mit ‚Lob‘ (*laudatio*) und ‚Tadel‘ (*vituperatio*) (S. 15) bildet den Ursprung einer moralisierenden Aristoteles-Rezeption. In der Folge wird der Rang der Dichtung besonders im Vergleich zur Topik, Dialektik und Rhetorik, aber auch zur Historiographie, so kontrovers diskutiert, dass schon die Nachzeichnung der Geschichte ihres Begriffes schwierig erscheint. Wels gelingt dies dennoch, indem er sich auf die genannten Kriterien der Dichtung beschränkt und damit die Geschichte des Aufkommens wie der ‚Elimination von Widersprüchen‘ und die Entfaltung von Ansätzen erzählen kann. In der poetologischen Diskussion muss sich der Zweck der Dichtung am Ideal des Syllogismus messen lassen: Während etwa bei Savonarola Gegenstand der Poetik nur das *exemplum* ist (S. 23), erläutert Robortello die Legitimität des Erfindens gleichermaßen am Prinzip des Parallogismus (S. 32). An diesem Streitpunkt der „Dichtung als argumentativer Disziplin“ – so der Titel des ersten Unterpunktes des ersten Teils (S. 11–42) – entzündet sich konsequenter Weise auch

die Frage danach, woran sich die Wahrheit des dichterischen Werkes zu messen lassen hat: ist dies die ‚konkrete Wirklichkeit‘, gegenüber der etwa Juan Luis Vives jeder rein fiktionalen Erzählung die Existenzberechtigung abspricht (S. 53), oder ist es eine metaphorische oder allegorische *verisimilitudo*, gegenüber der nach Jacob Masen ein Sachverhalt zwar *per se* unmöglich, in seinem Verweischarakter aber dennoch wahr sein kann (S. 115)? Die Rekonstruktion dieses Teils der Theoriegeschichte behandelt Wels im zweiten Unterpunkt des ersten Teils „Nachahmung als Gleichnishaftigkeit“ (S. 43–151). Hier werden diejenigen Folgefragen entwickelt, die für die weitere Arbeit entscheidend sein werden. Eine kritische Reflexion auf den offenbar zunehmend *semiologischen* Begriff von Nachahmung und Ähnlichkeit wäre an dieser Stelle allerdings wünschenswert gewesen, zumal Masen offensichtlich den Begriff des Zeichens (*veri significativum*) in die Diskussion einführt (S. 116).

Im dritten und letzten Unterpunkt des ersten Teils werden die innerpoetologischen Lösungsansätze zu diesen Folgefragen unter dem Titel „Die Legitimität der Fiktion“ erläutert (S. 153–177). Scaliger wendet sich vom klassifikatorischen Ansatz der averroischen Tradition ab, und einer historischen Heransgehensweise zu, indem er dem Menschen ein regelrechtes Nachahmungsbedürfnis als Teil der *conditio humana* zuschreibt: „Den Kern der Poetik muß deshalb die Literaturgeschichte bilden“ (S. 157). In Folge dieses ‚historic turns‘ „führt diese Geschichte von den einfachen zu den komplexen Formen, von den Liebesliedern der Hirten zur Lehrdichtung der gebildeten Gegenwart“ (S. 156). Wels versäumt jedoch nicht, mit Blick auf Friedrich Rappolt darauf hinzuweisen, dass sich damit die Poetik disziplingeschichtlich beileibe nicht von der Moralphilosophie verabschiedet. Im Gegenteil stellt Rappolt dem internen Zweck der Belehrung, die nur durch die aristotelisch-einheitliche Handlung erfolgen kann, den äußeren Zweck der Affektreinigung gegenüber (S. 168f.). Damit steht für ihn die Poetik im Range einer ‚ersten Philosophie‘ (S. 169). Bei Lessing schließlich werden das vossische Fiktionskonzept und moralischer ‚Endzweck‘ zusammengeführt, indem etwa das Trauerspiel der unmittelbaren Einflussnahme enthoben wird und selbst nicht mehr belehrend, sondern anschauend wirkt (S. 174f.).

Der zweite Teil der Arbeit widmet sich unter dem Titel „Enthusiasmus“ komplementär zum ersten Teil dem Denken über die *Ursache* der Dichtung, genauer der Fähigkeit zu dichten (S. 195–329): Wels untersucht hierbei die Theorien von der göttlichen Inspiration, später von den natürlichen enthusiastischen Zuständen. Diesem Teil ist jedoch ein kurzer „Theologischer Exkurs“ vorgeschaltet (S. 179–194), über den einige Worte zu sagen sind: Von den Überlegungen Ficinos zum Status der Dichtung als einer *prisca theologia* über die *sola scriptura*-Doktrin Luthers bis zur Auseinandersetzung mit den Enthusiasten liefert Wels dem Leser einen zunächst rein innertheologischen Abriss zum The-

ma des Enthusiasmus, der jedoch für den zweiten Teil wesentlich ist, denn gerade der Gedanke einer unmittelbaren Inspiration konnte den Dichter von einer Inpflichtnahme gegenüber der mittelbaren Wirklichkeit befreien, ohne ihn zum Lügner erklären zu müssen. Bemerkenswert ist hier abermals das ideengeschichtliche ‚Für und Wider‘: Lehnte die Schrifttheologie den Gedanken einer göttlichen Eingebung jenseits des Wortes der Heiligen Schrift ab, so ist die Geschichte des Enthusiasmus mit Blick auf das Aufkommen des Pietismus dennoch mit der des Protestantismus verbunden; nun sind es allerdings nicht die Pietisten, die die Dichtung als möglichen Ausdruck göttlicher Inspiration begrüßen würden, sondern sie im Gegenteil als möglichen Ausdruck mangelnder Inspiration scharf ablehnen (S. 190). Dieser Abriss ist informativ und rhetorisch gelungen, dabei für Wels’ eigenen Argumentationsgang von so großer Bedeutung, dass seine Überschreibung mit „Exkurs“ nicht ganz glücklich gewählt scheint: Behandelte Teil 1 nur Form, Inhalt und Zweck der Dichtung, womit dieser letztlich über die Skizzierung von Thesen und Antithesen nicht hinauskommen *konnte*, so ist es gerade dieser ‚Exkurs‘, der den zweiten Teil mit den ideengeschichtlichen Hintergründen beliefert, welche die Begriffsgeschichte der Dichtung durch den Blick auf das Denken über ihre Ursachen historisch plausibilisieren – der theologische Exkurs ist Wels’ Quelle der historiographischen Synthese.

Im ersten Unterpunkt des zweiten Teils „Göttliche Entrückung oder natürliche Begabung“ (S. 197–236) fasst Wels die Konzepte des *furor poeticus* als *furor divinus* (S. 197–221) und als natürliche Bevorteilung (S. 221–236) zusammen, bevor er im zweiten Unterpunkt „Geschichte des Enthusiasmus“ (S. 237–293) ausführlich den historischen Wandel der frühneuzeitlichen Poetologien von der divinischen Inspirationslehre zur säkularen Genieästhetik nachzeichnet. Dabei wird schon früh die systematische Anlage dieses Wandels deutlich, wenn bereits Ficino 1489 eine Verbindung zwischen dem göttlichen Wahnsinn und der Melancholie herstellt (S. 206). Weniger als Teil oder Mittel der Wissenschaften, sondern als Heilmittel von der postlapsaren Inferiorität des Menschen verortet Ficino die Dichtung dabei immer noch theologisch (S. 211), während erst das 18. Jahrhundert die dichterische Begabung vermehrt natürlich als rein affektive Entrückung zu erklären versucht. Im dritten und letzten Unterpunkt „Genie und Affekt“ knüpft Wels hieran an, indem er der Genieästhetik in der Reformulierung der Natur nicht mehr als nur passiver Anlage, sondern als aktiver, schöpferischer Instanz eine „Vorgeschichte des Genies“ gibt (S. 295–396). Auch hier finden sich Konzeptionen, die wie in der Person Daniel Georg Morhofs noch am *furor divinus* festhalten, bevor eine zunehmend naturalistische Kritik, besonders seitens Christian Thomasius’, auch den Geniebegriff an eine nicht mehr als theonom reflektierte Natur rückbindet. Im Kapitel „Der dunkle Grund der Seele“

(S. 315–329) geht Wels abschließend auf die Versuche ein, die zunehmend bewusst werdenden Aporien aufzulösen, welche die Verabschiedung einer transrationalen Gottesinstanz einerseits und die Bejahung einer rational nicht zugänglichen Natur andererseits eröffnen. So ist etwa bei Bodmer die aus jenem dunklen Grund der Seele kommende dichterische Rede getragen von einer natürlichen Rhetorik, die nicht erklärt und damit aktiv nachgeahmt werden, sondern nur passiv aus dem Poeten erwachsen kann (S. 315f.). Herder wiederum versucht im Bewusstsein, „daß aus der ‚Empfindung der Natur doch wohl nie eine Ode fließen‘ werde“ (S. 326), das Paradox von Genie und Regelbildung, mithin das „Paradox des nachgeahmten Affekts“ (ebd.) in einer ‚Logik des Affekts‘ aufzulösen (ebd.).

Wels’ Studie erfüllt durchweg die hohen Ansprüche ihres Vorhabens. Sie betreibt breite und gleichzeitig detailreiche Quellenstudien, bei denen sie hinsichtlich der komplexen Fragestellung stets den Überblick behält, und leuchtet argumentativ überzeugend ein bislang nur wenig erforschtes Feld der literaturwissenschaftlichen Disziplingeschichte aus.

Oliver Bach: Universität München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstraße 3, D-80799 München, E-Mail: oliver.leopold.bach@campus.lmu.de